

Der Fall Wassiliew.

Roman von Paul Oscar Höder.

(3. Fortsetzung.)

Er hatte Martha wiedergegesehen — und die alte Herzlichkeit bestand also noch zwischen ihnen. Wie ihm das glücklich machte! Jedes ihrer lieben Worte hatte sich in sein Herz gegraben. Neue Pläne, neue Träume, neue Aufschlüsse tauchten nun auf.

Nur ein banges Gefühl beschlich ihn immer wieder und hörte ihn in seinen zukunftsreichen Phantasien, so oft er an den Russen dachte.

Ueber dessen Person, dessen Charakter war er sich nicht klar geworden.

Auch für Martha blieb Gabriel Wassiliew in den nächsten Tagen ein Räthsel.

Sie hatte gefürchtet, daß Wassiliew's Eifer nicht nur hell aufblammen würde, daß sie peinliche Szenen durchzumachen haben würde. Nichts von alledem. Der Russe arbeitete fleißiger als vorher an seinem Werk — seine bisherigen Spaziergänge gegen Abend stellte er ganz ein — und mit verdoppelter Aufopferung widmete er sich in der ganzen übrigen Zeit dem Kranken.

Mehrere Wochen lang hatte man über Nacht den einen der Hospitalwärter beim Kranken gelassen. Da sich Justus darüber beklagte, daß der Fremde ihm „seines Schnarchens halber“ lästige sei, zog sofort wieder Wassiliew aus der Manstube, die als Fremdenzimmer diente, zum Patienten hinunter und schloß über Nacht auf der Chaiselongue im Altkosten neben der Krankentube. Das fortgesetzte Zusammensein mit dem Patienten schien er aber dazu zu benutzen, um dem energielosen, auf ihn angewiesenen Justus, der ihm so blindlings vertraute, eine Antipathie gegen den jungen Schwarzwälder einzuimpfen.

Als Johannes seinen Besuch wiederholte, war Justus durch keine noch so bringende Bitte seiner Schwester dazu zu bewegen, ihn zu empfangen.

Martha verlor dem Russen gegenüber kein Wort darüber, daß sie ihre Intrigue durchschaut habe. Aber ihre kühle, vornehm referierte Haltung konnte ihm deutlich genug beweisen, welche schlechten Dienste er sich selbst damit leistete.

Den Freund weichte sie vorläufig noch nicht ein. Sie ließ das Atelier aus eigener Machtvollkommenheit herrichten, und als Johannes sich das nächste Mal zu einem Plauderhändchen bei ihr einstellte, hängte sie ihm den Schlüssel dazu ein.

Sie finden Alles empfangsbereit, hoffe ich,“ sagte sie in herzlichem Ton, „und es ist mein inniger Wunsch, daß mit Ihnen ein neuer Geist in den verwaisten Räumen einzieht — Schaffensfreude, Lebensfreude!“

Justus erfuhr die Umwandlung und Reueinrichtung des Ateliers erst, als der Schwarzwälder sich dort schon infiltriert hatte. Er äußerte sich nicht direkt darüber, aber er zeigte Martha seinen Groll dadurch, daß er mehrere Tage hintereinander überhaupt nicht mit ihr sprach.

Sie ließ sich dadurch nicht anfechten. Auch war sie darauf bedacht, daß Johannes von der Verstimmung nichts merkte. Sie wußte, daß er eben so stolz wie zarifühlernd war. Ein Gnädigengedenken anzunehmen, noch dazu, wenn es ihm unwillig genöthigt ward, wäre er nicht der Mann gewesen.

Sie kam also häufig, wenn sie den Kranken in der Gesellschaft Wassiliew's wußte, in's Atelier über den Hof herüber — manchmal begleitet von Frau Winter oder einem Besuch, mit dem sie den jungen Künstler bekannt machte — oft aber auch allein.

Wassiliew beobachtete sie mit Argusaugen. Einmal — in Justus' Zimmer — brachte er ihre Besuche im Atelier zur Sprache. Martha's Bruder war nicht weniger aufgeregt als der Russe. Es schide sich doch nicht, daß sie so häufig drüben weile, meinte er, man werde sie in der Stadt betreiben.

Sich atte diese Auslegung ermarktet gehabt. Stolz sah sie die Beiden an und erwiderte: „Ebenso wenig wie es eine Gefahr für meinen Ruf in sich bergen kann, daß ich die Gesellschaft Wassiliew's unter diesem Dache dulde — ebensowenig soll man ein Recht haben, meine herzliche Freundschaft mit Johannes Brate zu bereuen. Das Atelier ist hell und hat gottlos Glaswände, die aller Welt erlauben, hineinzusehen. Wer in unserem Verkehr etwas Häßliches suchen will — verurtheilt sich also bloß selbst.“

Mehr sagte sie nicht. Aber Wassiliew empfand, daß seine eiferfüchtige Verächterung zu nichts Anderem gedient hatte, als dazu, eine neue Scheidewand zwischen ihm und der heimlich Geliebten aufzuhängen.

Er schiede Abends, als sie sich schon in ihr Wohnzimmer zurückgezogen hatte, das Mädchen zu ihr, um sie um eine Unterredung zu bitten.

Sie ließ ihn eintreten, und er kam ganz zerrissen, ganz unglücklich und flehte sie an, ihm zu verzeihen.

Die Nähe des Russen war ihr mehr und mehr unerträglich geworden. Zu ihrer Erbitterung darüber, daß er den Kranken so ganz in seiner Gewalt

hatte, daß durch ihn das ebendiesige herzliche, geschwisterliche Verhältnis zwischen ihr und Justus gestört war, trat nun noch eine persönliche Abneigung. Früher hatte er ihr wenigstens noch leidigheit; gegenwärtig empfand sie seine offenen und verdeckten Werbungen nur noch lästig — ja als Kränkung.

Es war ihr aber trotzdem unmöglich, einen bitteren oder gar scharfen Ton zu finden. Sie war selbst so sensibel und so gut erogen, daß sie glaubte, es genüge, sich so referiert zu zeigen, wie sie's dem Russen gegenüber that. Aber Wassiliew schien sie nicht zu verstehen — oder wollte sie vielleicht nicht verstehen.

So gestatteten sich die nächsten Wochen denn zum Theil recht unerquicklich.

Eine Veränderung, ein Fortschritt war im Zustand des Kranken nicht wahrzunehmen. Er ließ sich, Martha's unausgesprochenen Bitten folgend, ja dann und wann dazu bewegen, einen Besuch bei sich zu empfangen — den Medizinalrath oder Herrn von Eshardt, gelegentlich auch wieder Johannes — aber in der Conversation ward er immer einsilbiger, immer störrischer.

Als der Zufall es einmal fügte, daß sich alle Drei gleichzeitig bei Justus versammelten, und der Kranke, der bis dahin ledlicher Laune gewesen, plötzlich ohne jeden Grund verstummte — und auch nicht zu erbitten war, die Ursache seiner Verstimmung anzugeben — brach der Medizinalrath ärgerlich auf und erklärte, dies sei sein letzter Besuch gewesen.

Martha ließ ihm nach und suchte ihn zu verzeihen. Im Atelier kam es dann zwischen ihnen — Johannes und der Referendar waren gleichfalls dazugezogen — zu einer erregten Auseinandersetzung.

„Was soll ich bei einem solchen Patienten!“ errieferte sich der alte Herr. „An Ihrer Stelle, Fräulein Spener, würde ich keinen Arzt kommen lassen, sondern einen Prügelmeister, der dem jungen Herrn mit der Ruthe wieder energisch auf die Beine verpöfcht. Das ist's: eine gehörige Tracht Prügel gehört ihm. Er ist und trinkt — alle Funktionen sind in Ordnung — er hat seine gesunden fünf Sinne, es ist kein inneres und kein äußeres Leiden zu entdecken... Zum Schwerebrett, und so Etwas will den Lebensmüden spielen? Ich bedanke mich dafür, von einem solch verzogenen Herrchen mich foppen lassen zu sollen. Hysterie ist mir schon bei den Frauenzimmern ein Greuel — nun gar erst bei einem ausgewachsenen Mann.“

Johannes war die Scene droben nicht weniger peinlich gewesen. Er fühlte sich Martha und deren Bruder gegenüber zu Dank verpflichtet — ohne deren Grobmut hätte er keinen Arbeitsraum wie diesen gehabt. Nur war aber das Gefühl über ihn gekommen, als sei er dem Kranken lästig.

Ihr Bruder,“ sagte er zögernd, „sieht nun einmal die Geselligkeit nicht. Ich glaube, es ist besser, ihn nicht zu hören. Sie hätten mich nicht hier aufnehmen sollen, Fräulein Martha. Sie meinen es ja gut — sowohl mit mir als auch mit dem Kranken, für den Sie eine Anregung davon erhofften. Aber da er keine Anregung will, so ist es wohl besser, Sie... Sie erlauben, daß ich wieder... mit meiner Arbeit weiterziehe.“

Sie ersah seine Hand so hastig, so bewegt, daß die beiden Andern übertracht aufblickten — die Anwesenheit des jungen Künstlers hatte ihnen natürlich auch schon, wie den übrigen Bekannten des Hauses, zu denken gegeben.

„Nein, nein, Sie dürfen mich nicht verlassen. Einen Kranken wie Justus sollen Sie nicht verantwortlich machen für Lattlosigkeiten. Ich fühle mich so verzweifelt einlam, daß es grausam wäre, wollten Sie mich Ihres Zuspruchs berauben. Und auch der Herr Medizinalrath wird sich bewegen lassen, nicht wahr?“

Ihr Ton war so rührend, so flehend, daß sie sie alle Drei umbrängten.

„Sie werden noch selbst krank werden!“ stellte der junge Freiher sein vor. „Ich schreibe noch heute nach Altmünzach. Onkel Eshardt muß kommen, Sie holen — Sie werden den Kranken in's Hospital schaffen und zu Libbi ziehen. Dann ist für Sie Beide besser gesorgt. Denn so kommt ja nichts von Fleck. Wassiliew, der ansangs so hegesicher war — und mit zuehrt, ich muß es gestehen, ganz gut gefallen hat — hüllt sich in ein so merkwürdiges Schweigen über seine Auffassung vom Zustand seines Freundes — und er unterstützt den Herrn Medizinalrath auch in Gar-nichts mehr. Ja, wohin soll das führen?“

So berieft, so errieferte man sich, a Martha presste es das Herz ab, den Herren gegenüber sich endlich über ihr eigenes Mißtrauen gegen den Russen auszusprechen. Immer wieder hielt sie eine seltsame Furcht zurück, zu ver-

rathen, wie Wassiliew sich die Heilung seines Freundes dachte. Sie hatte noch nicht einmal Johannes etwas davon gesagt.

Rüchenhoff blieb dabei, daß dem Kranken nichts weiter fehle, als der Zwang, sich aufzuraffen.

„Es ist ein Jammer, daß Sie reich sind!“ sagte er in seiner poltrigen Weise. „Wenn er nichts zu knabbern und zu schluden hätte auf der Straße sähe, ohne ein so moliges Heim, in dem Alles nur auf seine Bedienung bedacht ist — ich gebe Ihnen Brief und Siegel, daß er dann seine Faren lassen würde.“

Martha seufzte schwer auf. Daß der Medizinalrath die ganze Schwere des Falles nicht einsehen wollte, war ihr schredlich. Vor einigen Tagen, als Wassiliew, der den Kranken schlafend wachte, in seiner Manstube an der Arbeit saß, hatte sie in Gemeinschaft mit dem Wärter, einem kräftigen Mann, den Kranken umbetten wollen. Für eine Stunde der Unterstützung beraubt, war Justus da aber mit ihr zusammen niedergebrosen. Mochte Rüchenhoff auch darin recht haben, wenn er sagte, daß die Energielosigkeit des Kranken in den Anfängen dieses wibernatürlichen Zustandes hätte behoben werden können — gegenwärtig war Justus (und darin war an seine Verstellung zu denken) unfähig, auch nur ein Buch zu halten, geschweige denn einen Schritt vorwärts zu thun.

Johannes Brate, der dem Hin und Her unruhig gelauscht hatte, wandte sich plötzlich an den jungen Freiherren mit der Frage:

„Sie sind doch häufig nach Altmünzach gekommen, Herr von Eshardt; hat man Ihnen da nicht gelegentlich einmal den Fall des Postmeisters Schwändi erzählt?“

Der Referendar meinte, sofort etwas froher gestimmt in der Erinnerung an seine Cousine Libbi: „Mit der Post, die den Verkehr mit dem Gut meines Onkels vermittelte, hatte ich allerdings von jeder viel zu thun — vielleicht auch mit dem Postmeister Schwändi — aber seine persönliche Bekanntschaft habe ich nie gemacht.“

„Oh, es ist eine ernste Sache,“ erwiderte Johannes, „in ihren Anfängen besitzt sie eine gewisse Uebereinstimmung mit der geheimnißvollen Erkrankung Spener's...“

„Erzählen Sie, erzählen Sie,“ drängte der Medizinalrath, „das würde mich als Arzt besonders interessieren — denn, wie gesagt, ich habe in meiner langen Praxis einen derartigen Fall überhaupt noch nicht erlebt.“

„Es fiel mir da eben ein,“ nahm Johannes seine Erzählung auf, „ich hatte die Geschichte im Laufe der Zeit selbst schon wieder vergessen. Aber ich erinnere mich, als ich ein Bursche von sechzehn, siebzehn Jahren war, hat sie einen niederschmetternden Eindruck auf mich gemacht, denn Schwändi, um den sich's handelt — er war Postmeister in Oppenau, in quisturirten Verhältnissen durch die Heirat mit einer recht vermögenden Müllerstochter — war ein Schulfreund meines Vaters. Es war also kaum ein Jahr nach der Hochzeit, als Schwändi eines Tages seinen Schwiegersohn erklärte, er wolle sein Amt quittiren; die sollten ihm die Mittel geben, um ein kleines Landgut zu pachten. Die Aellen lachten ihn aus wegen dieser Schulle. Schwändi verstand ja nichts von der Landwirthschaft — zudem waren die Vermögensverhältnisse genau geregelt, und da der Sohn, der eigentliche Erbe der Mühlle, sich gerade verheiratete, war erst recht an keinen größeren Aufschub zu denken. Kurz, Schwändi ward unverrichteter Sache heimgeschickt. Gleichwohl ging er anderen Tages nicht aufs Amt, sondern meldete sich krank...“

Je weiter Johannes in seiner Erzählung gekommen, desto lebhafter ward die Aufmerksamkeit des Referendar's.

„Oh richtig,“ fiel er ein, „allerdings kenne ich die Affaire. Mein Onkel, der ja in der Gegend überall bekannt und geschätzt ist, erhielt eines Tages — ich war gerade in meinen Ferien auf Altmünzach — den Besuch des jungen Weibes. Libbi ward tagelang hernach ganz erfüllt von dem Vorwommniß. Die junge Frau Schwändi hatte sich ihrer Verweisung bereit hingegengeben... Man sagte hernach, sie habe schon damals einen gestörten Einbruch gemacht.“

„Das stimmt nicht ganz, Herr von Eshardt,“ wandte Johannes ein. „Frau Schwändi war ein heiteres, gesundes, lebenslustiges Fräulein gewesen, während deren ihr Mann krank war — oder sich krank stellte —, ertrug sie Alles geduldig. Aber dann wurden Jahre daraus, in denen Schwändi das Bett nicht mehr verließ.“

„Jahre?“ entfuhr es Martha scherzhaft.

„Sieben lange, furchtbare Jahre! Man besprach den Fall allenthalben. Der Kreisarzt, der Kasernenarzt hatten den Bettlägerigen untersucht und erklärten, daß es eine fixe Idee von ihm sei, sich nicht bewegen, nicht laufen zu können. Eine Pension erhielt er also nicht; er ließ sich aber auch davon nicht anfechten. Die Schwiegersöhne drohten, ihm den Aufschub zu entziehen — schließlich wollten sie ihn in's Armenhaus sperren. Da war es seine Frau, seine unglückliche Frau, eine wahre Märtylerin, die sich lieber mit ihren Eltern entwarf, als sich von ihrem Mann zu trennen, wie es diese wollten. Hernach ward es erst bekannt, wie kümmerlich sie sich durchschlug, um

den Kranken, der natürlich immer schwächer ward — von der Stubenluft, vom Liegen — auszuhalten mit den geringen Mitteln, die ihr zu Gebote standen.“

„Und der Mann wußte das Alles,“ fiel der Medizinalrath ein, „und er ließ sich geduldig pflegen?“

„Wie ich Ihnen sagte; sieben lange, furchtbare Jahre hindurch.“

„Und seine Frau?“ forschte Martha. „Schon nach vier, fünf Jahren dieses Martriums fiel es den Leuten auf, wie starr ihr Blick, wie eingesunken ihre Schläfen waren. Sie begann irre zu sprechen. Man hatte schon oft darüber geredet. Meine Mutter hatte einmal auf der Mühle so thun — da sprach sie den Aellen in's Gewissen. Wenn sie schon für den Schwiegersohn nichts hergeben wollten, für die leibliche Tochter müßten sie doch sorgen, stellte sie ihnen vor. Ja, wenn sie ihren Mann verlasse, der sie Alle nur in's Unglück gebracht habe, lautete die trostige Antwort.“

So schleppte sich's hin, bis ungefähr acht Jahre nach ihrer Hochzeit an einem garstigen Wintertag ein neuer Lärm entstand: sie sei wahnsinnig geworden, die Unglückliche. Eine Bäuerin hatte sie im Wald getroffen; sie trug ihr Hochzeitskleid, lachte und sang — und suchte Blumen im Schnee. Es rührte uns Allen das Herz, als wir diesen Bericht hörten.“

Immer erregter lauteten die Anwesenenden dieser tragischen Geschichte. „Was kam dann — weiter?“ fragte Martha abhemlos.

„Dann kam das Ende — ein graufiges Ende,“ sagte Johannes, von der Erinnerung selbst gerührt. „Der alte Müller holte den Kreisarzt; ein paar Leute aus dem Dorf unter Führung der Bäuerin und Begleitung der unglücklichen Mutter machten sich auf, um das arme junge Weib zu holen, zu beschwichtigen. Aber als sie die Leute sah, entfloh sie — es ward eine trostlose Hejhaß ange stellt...“

Endlich fand man ihre Spuren im Schnee wieder, spät in der Nacht. Sie mußte über die Friedhofmauer geklettert sein. Die Todtenkapelle stand offen. Man drang dort ein — und fand die schon erstarre Leiche der Wahnsinnigen. Sie hatte sich am Gürtel ihres Hochzeitskleides erhängt.“

„Entsetzlich!“ stöhnte Martha auf. Die Männer brachten stumm zur Erde, sichtlich ergriffen.

Johannes hatte einen kurzen Gang durch's Atelier gemacht. Er strich sich das Haar aus der Stirn zurück, blieb stehen und sah die drei Hörer tiefsten Ausdrucks an.

„Aber was nun geschah, ist nicht weniger merkwürdig,“ sagte er mit einer gewissen Bitterkeit. „Die Müllerin kürzte sich wehklagend über die Leiche; dann riß sie sich los und hümmte in's Haus des Postmeisters. Ihr Wehgeschrei tönte weithin. Der Arzt stand dort mit ihrem Gatten im Flur. Sie waren eben im Begriff gewesen, den Kranken von dem trostlosen Zustand seiner Frau in Kenntniß zu setzen. Aber die Müllerin kam ihnen zuvor. Sie stürzte in's Zimmer und schrie dem Schwiegersohn mit gellender Stimme die furchtbare Nachricht zu. Und da geschah das Wunderbare: Schwändi stand auf — er taumelte — aber er hielt sich aufrecht. Entsetzt stierte er die Leute an — dann brach er in ein jammervolles Weinen aus. Und von Stund an — war die Lähmung von ihm gewichen...“

„Das klingt ja — wie ein Märchen!“ sagte der Medizinalrath nach kurzer Pause.

„Es ist die lautere Wahrheit!“ erwiderte Johannes — den jungen Freiherren zum Zeugen anrufend.

Eshardt befragte Alles. Die lebhafteste Schilderung des Wunders hatte ihm alle Einzelheiten in's Gedächtniß zurückgerufen.

„Also war seine Krankheit doch nur Einbildung gewesen?“ fragte Martha stöden Athems.

„Eine fixe Idee.“

„Und der Müller, die Mutter der Selbstmörderin,“ rief der Medizinalrath grimmig, „haben sie den Menschen in ihrer Verzweiflung, in ihrer Wuth nicht getöndert?“

Johannes mühte die Achsel. „Sie waren alle so wurde geworden durch das lange Siechtum des Unglücklichen. Und wenn es je auf Erden eine zu Mitleid zwingende Verzweiflung gegeben hat, so war es die des Postmeisters, der durch ein so grauiges Opfer erst von seiner Wahnsinnigkeit geheilt werden sollte. An Krüden folgte er dem Sarg der Todten. Man mußte ihn gewaltsam hindern, daß er sich nicht der Dahingekleideten in die Grube nachstürzte. Dann bewachte man ihn; man glaubte, er werde sich doch noch ein Leids antun. Aber der Pfarrer nahm sich seiner an und redete ihm in's Gewissen. So oft hatte er dem geistlichen Anspruch getrotzt — jetzt überkam den Unglücklichen eine tiefe, bußfertige Reue. Innerhalb weniger Monate war Schwändi körperlich ganz geheilt — da trat er denn in den Dienst der Mission und siedelte nach den Colonien über.“

„Und er lebt, ist gesund — er trägt dieses Dasein?“ fragte Martha schauernd.

„Sein altes Leben war er los. Aber das Herd packt ihn im Sommer, da fiarb er denn — im Dienste der Pflichten.“

Sie waren noch eine Weile, nachdem Johannes geendet, ganz erschüttert von dieser Erzählung. Der Medizinalrath war der Erste, der den Bann brach.

„Natürlich glaube ich Ihnen, Herr Brate. Sie werden uns keine Aemmenmärchen aufstellen. Dazu sind Sie ein zu erster Mensch. Aber erklären kann ich mir die Sache nicht.“

„Was sagen denn dort die Aerzte? Sie schreiben die Heilung bloß dem gewaltigen Nervenschlag zu?“

Johannes entzant sich nicht mehr. „Gewiß, es kommt ja vor,“ fuhr der Medizinalrath fort, „daß ein Stimmungsgeheimnis, also ein durch Aufstören der Nerven- und Muskelfunktionen Stimmungsgeheimnis, durch eine plötzliche große Erregung, die etwa einem Welterschlag, gegen die unthätigen Nerven ausgeführt, zu verleglichen wäre, die Sprache wiederfindet. Auch andere Beispiele von partiellen Lähmungen und Heilungen durch plötzliche Nervenaffektionen werden in den medizinischen Blättern bisweilen citirt. Aber ein so trasses Beispiel wie dieses ist denn doch wunderbar — mit fast unfaßbar.“

Der Referendar zog nun die Parallele zwischen dem toeben gehörten Fall und dem, der sie alle zur Stunde so intensiv beschäftigte.

„Wenn in beiden Fällen, Herr Medizinalrath, nun aber keine wirkliche Lähmung vorgelegen hat? Wenn es sich doch nur um trante Einbildung — lediglich um eine fixe Idee handelt?“

„Ja, der Himmel helfe mir,“ stöhnte der alte Arzt, „dann bin ich eben ein Idiot, ein Kurpfuscher, der nichts von seinem Fache versteht; denn ich bin der Meinung, Spener ist geistig durchaus gesund. Bloß der Wille, gesund zu sein, fehlt ihm.“

„Nun, das ist eben seine Krankheit, daß ihm der Wille fehlt,“ meinte Eshardt.

„Gut, so sorgen Sie dafür, daß er den Willen wiederfindet. Ich bin mit meinem Latein zu Ende. Wassiliew sagt, Spener sei ganz allmählich in diesen Zustand der Apathie gesunken. Das ist die traurige Liebesgeschichte von damals, die ihm so nachgeht. Ja, vielleicht wäre er so furirt, wenn man das unglückliche Weib, das so elend um's Leben kommen mußte, ihm plötzlich heil und gesund wieder gegenüberstellen könnte. Aber Todde weih ich nicht zu erwecken.“

„Und weil das nicht möglich ist,“ sagte der Referendar, „bin ich der Ansicht, die Heilung muß auf dem entgegengelegten Weg erreicht werden.“

Wie er das meine — fragten sie ihn alle Drei.

„Ganz einfach, es müßte Alles aus seiner Nähe entfernt werden, was ihn an das graufige Ende seiner Braut erinnert.“

Martha seufzte. „Aber er spricht — er träumt doch von nichts Anderem als von Sonja.“

„Freilich,“ meinte Rüchenhoff, „denn Wassiliew ist ja für ihn eine feste Erinnerung an das unglückliche Ding.“

„Mein Rath geht darum dahin,“ sagte Eshardt, „versuchen Sie zunächst, gnädiges Fräulein, diesen larvophanten Russen aus der Nähe des Kranken zu bringen.“

Johannes war bei diesen Worten des Referendar's der Geliebten einen forschenden Blick zu Martha bemerkt es. Sie schlug verwirrt die Augen nieder.

„Ich glaube nicht, daß mir das gelingen wird,“ sagte sie stöden.

„Wieso?“ polierte der Medizinalrath. „Wenn der Kranke wirklich so hilflos ist, wie er sich stellt, dann ist er doch darauf angewiesen, sich in Ihre Verfügungen zu schicken. Wie kann er sich denn dagegen sträuben, daß Sie den Russen verabschieden?“

„Freiwillig wird Wassiliew nicht gehen wollen,“ sagte Martha, mehr und mehr gerührt von Johannes' ängstlich forschenden Blicken, „und daß Justus mich darin unterstützt — das glaube ich noch weniger. Justus befindet sich derzeit in der Gewalt seines Freundes...“

„Es, um Donner,“ warf Rüchenhoff ein, „so sprechen Sie mal deutsch mit dem Herrn — Sie selber! Sie sind doch die Dame vom Hause und haben darüber zu bestimmen, wen Sie bei sich empfangen wollen und wen nicht!“

So ward noch Manderlei erörtert, berathen, — zu einem anderen Resultat als höchstens dem, daß man den cholischen Medizinalrath wieder einigermaßen beschwichtigt hatte, führte diese Unterredung vorläufig aber noch nicht.

Johannes war hernach recht bebaugestimmt. Es beunruhigte ihn, daß Martha so ausweichend geantwortet hatte, als man in sie gedungen, den Kranken dem Einfluß des Russen zu entziehen.

Weshalb besah sie den Rath nicht, mit Wassiliew zu brechen? Hatte er irgendwelche — auch nur die kleinsten Anrechte an sie?

Die Eifersucht wuchs in ihm an; er war den ganzen Rest des Tages über unfähig zur Arbeit. Und mit welcher Lust schuf er sonst! Mit der Erlaubniß seines Professors versuchte er sich gerade am ersten Mal in der Ausarbeitung einer Porträtbüste. Martha hatte ihm einige Male erst gesehen — aber das Werk hatte bereits hübsche Fortschritte gemacht und schien ihm vorzüglich gelingen zu wollen.

Heute sah er nun, ohne die Stimmung zur Arbeit zu finden, im Atelier. Es kam noch Etwas hinzu, was ihn besonders niederdrückte, und was mit seinem weiteren Stubiengang selbst innig zusammenhing. Er hatte mit Martha aber noch nicht darüber geredet. Professor Schwarztopf hatte

Aerger gehabt, hatte sich mit anderen Akademikern gestritten, Braustopf war er war, und gefirrt hatte er nun erklärt, er ertrage diese Stadt nicht länger, die Kollegen, das ganze Land sei ihm verhaßt — und er werde die Bude hier zumachen, den Wanderstab in die Hand nehmen und nach Italien pilgern.“ Andere Schüler nahmen hierbei Exaltationen des nervösen Künstlers nicht so ernst — Johannes aber überlegte voll Schreden, wie jäh seine Ausbildung dadurch unterbrochen werden würde. Und er hatte doch die Mittel nicht, um wieder weiterzugehen, seine Stubiengeld noch so unbestimmt lange auszudehnen.

Es war mittlerweile finster geworden. Er suchte seinen Hut, schloß das Fenster und schritt über den Hof, um sich heimzugeben.

Da hörte er seinen Namen rufen — gedämpft, aus dem oberen Stockwerk, von Martha's Fenster aus.

Er hielt inne und blickte empor. „Gehen Sie voraus, Johannes — dem Bahnhof zu — ich folge Ihnen. Still — antworten Sie nicht — Wassiliew darf nicht wissen...“

Der ängstliche Ton, in dem Martha zu ihm sprach, machte ihm das Herz klopfen. Schweißend kam er ihrer Aufforderung nach.

Auf der zum Bahnhof führenden Promenade war es menschenleer. Der Herbst war mit rauhen Winden über's Land gekommen. Es war recht unwirksam draußen.

Nachdem er unter den schon fast entblätterten Kastanien eine Weile gewartet, öffnete sich die Haustür, und Martha stieg zu ihm.

Ihre Wangen waren heiß, sie befand sich in großer, innerer Erregung. Bei den Windstößen an der nächsten Ecke, die das bunte Laub aufwirbelten, schauerte sie zusammen.

„Ich muß mit Ihnen sprechen, Johannes. Es darf keine Heimlichkeiten zwischen uns geben.“

Als er sie wieder so herzlich, so innig sprechen hörte, wich seine Eifersucht.

„Wissen Sie denn, Martha, was es war, was mich heute so tief getroffen hatte?“ fragte er sie.

Sie nickte. „Ich fühlte es — und ich sah es ja auch Ihrer Miene an. Nicht wahr, es machte Sie flammen, daß ich mich nicht entschließen konnte, Wassiliew fortzuschicken?“

„Ich schäme sich schon wieder bei ihm aufgelierten Argwohns — aber er war ehrlich genug, um zu bejahen. So will ich Ihnen den Grund sagen; ich fürchte mich vor Wassiliew,“ fuhr sie fort, „ja, es graut mich vor ihm!“

Johannes hielt mitten auf dem Wege stille. Seine Stimme berrieth die große innere Erregung, als er sie fragte: „Er ist jubringlich — er verfolgt Sie?“

„Er ahnt, wie tief, wie innig meine Freundschaft für Sie ist, Johannes. Und quälende Eifersucht verzehrt ihn. Freiwillig weicht er nicht aus dem Hause — das weiß ich jetzt, nachdem ich ernsthaft mit ihm gesprochen habe. Er benutzt die Nacht, die Nacht, die er über Justus besitzt, um mich wehlos zum Aden.“

„Die Nacht, die er über Justus besitzt?“ fragte Johannes beunruhigt.

„Sie sagten schon einige Male, Sie vertrauten ihm nicht... Er bekehrte doch immer seine ehrliche Freundschaft für den Kranken?“

Martha kämpfte mit sich. Endlich ließ sie sich vernehmen: „Wassiliew hat sich einer geheimnißvollen, ich möchte sagen mythischen Lehre ergeben. Ich weiß nicht, wieviel Spekulatien, wieviel ehrliche Ueberzeugung ihn da hineingetragen haben, kurz, er will das Leiden meines Bruders durch eine Art Hypnose bannen. Er will ihn ganz und gar von sich abhängig machen, seinem Willen unterwerfen, um ihn dann zu zwingen, ihm in Allem, in Allem zu gehorchen.“

Bezügelt blickte Johannes das Mädchen an. „Also ist er — ein Charlatan?“ entfuhr es ihm endlich in ethlicher Enttäuschung.

„Ich weiß nicht — ich habe kein Urtheil mehr,“ erwiderte Martha. „Er hat eine Art, seine Theorie vorzutragen, daß man an ihn glauben muß, wenigstens an die Ehrlichkeit seines Willens; aber bin ich allein, da empfinde ich eben nichts als Widerwillen. Mißtrauen, ja, Grauen vor ihm und seiner geheimnißvollen Lehre, die ich ja doch nicht verstehen kann!“

„Und haben Sie zu Rüchenhoff oder Eshardt schon darüber gesprochen?“

„Nein, er hat es mir streng unterzagt. Sie sind der einzige Mensch, dem ich mich anvertraue. Denn ich fürchte mich vor Wassiliew — ich kann mir nicht helfen, ich fürchte mich vor ihm!“

Sie schilderte ihm nun mit kurzen Worten die ziemlich erregte Scene, die zwischen ihr und dem Russen heute Mittag stattgefunden hatte.

Nach ganz unter dem Eindruck der Aussprache im Atelier war sie zu ihm gekommen: die Erinnerung an die graufige Erzählung von Johannes' harte ihr den Rath gegeben, in entschlossenem Tone zu ihm zu sprechen.

„Sie fühlte es als ihre Pflicht, Justus von dem Einfluß Wassiliew's zu befreien. Man mußte den Kranken unter allen Umständen aus seinem bisherigen Obankentris herausreißen. Hierzu war aber das erste Erforderniß: die Entfernung des Russen.“

(Fortsetzung folgt.)